

Hein Retter

Bedrohte Kinder aus jüdischen und sozialdemokratischen Familien in der Universitätsschule Jena 1933-45

Vortrag an der Volkshochschule Jena, am 23. Februar 2010

A. Einleitung

Die These, die ich hier zu vertreten habe, lautet: In die von Peter Petersen (1884-1952) geleitete *Universitätsschule zu Jena* gingen 1933-45 unter anderem Kinder aus jüdischen und sozialistisch-kommunistischen Elternhäusern die im NS-Faschismus bedroht waren, ebenso Kinder, die in dieser Schule vor dem Zugriff möglicher Zwangsmaßnahmen der Rassenhygiene geschützt wurden, etwa weil eine sichtbare schwere Körperbehinderung vorlag, die eine gleichzeitige geistige Behinderung keineswegs ausschloss.

Soweit es sich dabei um Kinder handelte, die einen *jüdischen* Hintergrund hatten, sind die Schicksale einer größeren Zahl von Eltern in drei Bänden dokumentiert, die in Jena und in Thüringen bekannt sind. Ohne die Dokumentationsbände *Juden in Jena* (1998), *Frauen in Jena* (2007) und *Verfolgung und Vernichtung* (2007) hätte ich meine Arbeit kaum leisten können.¹ Darüber hinaus spielen weitere Quellen eine Rolle.

Jena hatte in den zwanziger Jahren schätzungsweise 260 Familien in denen ein Ehepartner oder beide jüdisch waren. 1939 waren es nur noch ca. 50 Familien, Mischehen eingerechnet. Sie waren sehr häufig, da der Grad der Assimilation, d.h. der Entfernung vom praktizierten jüdischen Glauben insbesondere bei der intellektuellen jüdischen Mittel- und Oberschicht beträchtlich war. Der Übertritt zum christlichen Glauben und der konfessionslose Status waren häufig anzutreffen. Das Eingehen von Mischehen mit nichtjüdischen Partnern/Partnerinnen keineswegs selten. Bürgerinnen und Bürger mit jüdischem Hintergrund arbeiteten in Jena als Selbständige (etwa als Kaufleute), als Ärzte, Juristen und nicht zuletzt in jenen Großbetrieben, die Jena berühmt gemacht hatten: Zeiss und Schott.

Gewiss nicht alle, doch ein nicht unbeträchtlicher Teil von Vätern (jüdischen und nicht jüdischen), die bei Schott und Zeiss arbeiteten, schickten die eigenen Kinder in die Universitätsschule. Wie ich feststellen musste, sind allerdings nicht alle Kinder in der Universitätsschule mit jüdischem Hintergrund in den drei erwähnten Dokumentationsbänden erfasst. Das gilt insbesondere für Kinder aus einfachen sozialen Verhältnissen.

Der – wirklich selten auftretende – Idealfall meiner Spurensuche war, dass in einem der Dokumentationsbände Eltern und Kinder genannt sind, und gleichzeitig im Universitätsarchiv Jena eine Schülerliste der Universitätsschule existiert, in der diese Kinder nicht nur mit Vornamen und Namen, sondern auch mit Anschrift und dem Beruf des Vaters genannt werden. Leider ist die Überlieferung von Schülerlisten der Universitätsschule spärlich. Nach Durchforstung des Bestandes ergibt sich, dass für den Zeitraum 1924-50 keine einzige Liste der Untergruppe (Schülerjahrgang 1-3) existiert, nur einige wenige Listen von Mittelgruppen (Jahrgang 4-6) und Obergruppen (Jahrgang 7 und 8) vorhanden sind. Vielfach werden in Unterrichtsberichten nur Vornamen der Kinder genannt. Melderegister und sonstige Hinweise zur Anschrift und zu Lebensumständen von Familien erhielt ich vom Stadtarchiv Jena.²

Wichtige Hinweise kamen von noch lebenden Zeitzeugen, ehemaligen Schülerinnen und Schülern der Universitätsschule, die heute, hochbetagt, in Jena und weit über Thüringen hinaus ein Kommunikationsnetz gebildet haben. Dr. Peter Hoffmann, Berlin, erstellte im Januar 2010 eine Liste von Schülerinnen und Schülern der Universitätsschule 1933-50, von denen bekannt ist, dass sie entweder schwer körperbehindert waren, oder sozialdemokratischen, kommunistischen und jüdischen Familien entstammten. Diese Ausgangsliste kam meiner Nachforschung zugute. Sie erfährt laufend Korrekturen und Ergänzungen.

Petersen schrieb am 2. Dezember 1948 an den Rektor der Universität einen Brief, faksimile abgedruckt in der bekannten Petersen-Biographie von Barbara Kluge:

7. Wir haben niemals unsere jüdischen Freunde und Bekannten verleugnet, selbstverständlich auch nicht in der Öffentlichkeit der Kleinstadt Jena (Zeugen: Herr Dr. Langer, Herr und Frau Dr. Wandersleb, Frau Dr. Eppenstein usw.).

8. Während der Kriegsjahre wurde meine Universitätsschule der Zufluchtsort für sämtliche schulpflichtigen jüdischen Kinder aus jüdischen Mischehen (Zeugen: Dr. Schrader und Frau, desgl. Dr. Hansen, Herr und Frau Michel, Dr. König, sowie von Kindern verfolgter Kommunisten, die meine Schulform besuchten (Zeuge: Herr und Frau Reitmeier, Jena).³

Den Sachverhalt bestätigte Erfahrungen einer ehemaligen Schülerin der Petersenschule. Lilo Czeckalla schrieb mir vor mehr als einem Jahrzehnt:

Prof. Peter Petersen nahm nicht nur die Kinder von wohlhabenden Leuten, es waren auch sozial schwache darunter. Unter den Wohlhabenden waren jüdische Kinder und Ausländer. Nach welchen Gesichtspunkten Prof. Peter Petersen die Auswahl der Schüler vornahm, kann ich nicht sagen. Ich weiß nur z.B. von Hannchen Großkurth, die noch in Jena wohnt: Sie war und ist körperbehindert, und aus diesem Grunde sollte sie in eine Hilfsschule gehen. Die Mutter kämpfte um einen Volksschulplatz ergebnislos. Da half ihr Prof. Peter Petersen und nahm das Hannchen in seine Schule auf.

Es stimmt, daß die Universitätsschule im Dritten Reich Zufluchtsort für Kinder von Eltern war, die im NS-Staat verfolgt wurden. Ich nehme an, daß meine Eltern, die beide Antifaschisten waren, auch aus diesem Grunde für mich diese Schule auswählten.

Natürlich mußte die Schule bestimmte Rituale, wie z.B. Fahnenhissen, einhalten und im Unterricht durfte das Fach Rasenkunde nicht fehlen, aber der stramme Hitlergruß vor Anbeginn jeder Stunde, wie es in den Volksschulen üblich war, fand nicht statt.⁴

Der Erlass über die *Leitgedanken zur Schulordnung* von 20. Januar 1934 legte im NS-Staat fest, die Schule habe *im Geist des Nationalsozialismus* zu erziehen.⁵ Es existieren zahlreiche dokumentierte Belege, dass die Jenaplan-Schule, abgesehen von bestimmten Schulritualen am Wochenanfang und am Wochenende, normalen Unterricht praktizierte, ohne dass der Nationalsozialismus eine Rolle spielte. Man kann diese These erhärten durch einen Vergleich mit dem Alltag der Regelschule ab 1933. Die nationalsozialistische Ausrichtung der Regelschule kam nicht nur durch die dominante Präsenz der HJ zum Ausdruck, sondern auch durch die nationalsozialistische Symbolik und nicht zuletzt durch Drangsalierung von „nicht artgemäßen“ Kindern seitens mancher Lehrkräfte und seitens einiger Mitschüler.

Davon unterschied sich der Schulalltag in der Universitätsschule erheblich. Die zum Teil erhaltenen Programme von der halbjährlich durchgeführten „Pädagogischen Rückschau“ machen dies deutlich. Die „Pädagogische Rückschau“, war eine von Anfang existierende elternöffentliche Veranstaltung der ganzen Schule. Die erste fand gewöhnlich im Herbst, die zweite vor dem Schuljahresende im jeweiligen Schuljahr statt – unter Beteiligung *aller* Schuler. Das Ziel war, den Eltern das in dieser Zeit Erarbeitete, Gelernte und Geleistete im Rahmen eines musischen Programms vorzuführen.⁶ Im Programm der 15. „Pädagogischen Rückschau“ der Universitätsschule am 22.3.1934⁷, findet man dann noch einmal *Edzard Hermsberg* mit dem Gedicht „Februarschnee“ und *Herta Langer* mit einem Klavierstück sowie ihren jüngerer Bruder *Gerhard Langer* (aus der Untergruppe) mit einem Bericht über „Das Schiff“.

B. Bedrohte Kinder in der Universitätsschule – Einzelberichte

Anfänge der Spurensuche: Dass ich dieses Projekt begann, war reiner Zufall, denn eigentlich wollte ich mich anderem zuwenden, nachdem 2007 eine umfangreiche Petersen-Studie von mir erschienen war.⁸ Aber in Jena gibt es seit Oktober 2009 eine neue Petersen-Debatte (auf die hier nicht eingegangen werden soll). In diese Diskussion wurde ich einbezogen. Für das (zweite) Podiumsgespräch am 26. Oktober 2009 hatte ich in einem Statement unter *Punkt 3* Namen von Schülerinnen und Schülern genannt, von denen ich wusste, es handelte sich um Kinder mit jüdischem Hintergrund. Es waren – unabhängig von der Frage jüdischer oder nichtjüdischer Abstammung – überwiegend Kinder von Eltern, die politisch der Sozialdemokratie oder dem Linksliberalismus zuneigten, zumindest nicht antidemokratisch dachten, das heißt, nicht gegen die Weimarer Republik eingestellt waren. Diese Beobachtung betraf zunächst die *Zeit vor 1933*.

Ein Foto der Obergruppe im Schuljahr 1927/28 mit den Namen der Schülerinnen und Schüler in der Biographie Barbara Kluges⁹, sagt sehr viel aus über die politische Richtung dieser Schule. Denn die Petersen Schule war eine *Elternschule*. Die Eltern bildeten mit den Lehrern und Kindern die Schulgemeinde. Dort auf dem Foto ist eine Eppenstein-Tochter Agnete und ihre Cousine Gertrud Wandersleb zu sehen, beides Kinder mit jüdischem Hintergrund, ferner die Tochter Eveline des radikal-sozialistischen Gymnasiallehrers Carl Theil. Ferner Konrad Buchwald, der Sohn von Reinhard Buchwald, der 1930 von dem Nazi-Minister Frick aus dem Amt entlassen wurde. Auf dem Foto ist auch Hilka Schomerus, die Tochter des Personalchefs von Zeiss. Ihr Vater war Friedrich Schomerus, der für die Deutsche Demokratische Partei im Stadtrat von Jena saß. Friedrich Schomerus wurde 1933 entlassen wegen „Begünstigung von Kommunisten“ und wegen der „Einstellung eines jüdischen Lehrlings“.¹⁰

Ich war am 26. Oktober 2009 sehr erleichtert, dass das zweite Petersen-Podiumsgespräch in Jena in einer guten sachlichen Atmosphäre stattfand. Auch dass die beiden Zeitzeugen Frau Semt und Herr Dr. Valentin, welche die Schließung der sozialdemokratisch geführten Jenaplan-Schule in Finsterwalde 1933 durch die Nazis als Schüler miterlebten, auf dieser Veranstaltung zu Wort kamen.

Als ich wieder zu Hause war, fiel mir ein, dass ich in meinem Forschungsmaterial aus den neunziger Jahren, das ich damals im Universitätsarchiv Jena sammelte, auch ein oder zwei Schülerlisten besaß, von der Mittelgruppe 1932/33 und 1933/34. Ich benötigte diese Listen damals nicht, mein Interesse war auf ganz andere Fragen gerichtet. Jetzt erst wurden diese Unterlagen wichtig. In der Liste 1932/33 finde ich den Namen *Herta Langer* als Schülerin des 6. Jahrganges in der Mittelgruppe; im Schuljahr 1933/34 ist Herta Langer noch einmal, wieder als Schülerin des 6. Jahrganges, aufgeführt.¹¹ Ihre Mutter, Dr. Helene Langer, geb. Nothmann war „Halbjüdin“ und das Adoptivkind jüdischer Eltern. Der Vater von Herta Langer, Dr. Wilhelm Langer, arbeitete bei Zeiss.

Die in Jena lebende Adoptivmutter von Dr. Helene Langer, die Jüdin Therese Zuckerkandl, wählte vor der Deportation nach Theresienstadt 1944 den Freitod. Auch die Mutter von Herta Langer hatte ein paar Monate später den Deportationsbefehl in den Händen. Sie stürzte sich im Juni 1944 von der Lutherkanzel im Mühlthal in den Tod.¹² Herta Langer wurde Diakonisse und starb 1974.

Noch einen Name entdeckte ich auf der Schülerliste der Mittelgruppe von 1933/34, der relevant für mein Projekt ist, *Edzard Hermberg*. Sein Vater, Paul von Hermberg war Professor für Nationalökonomie und Statistik, bekennender Sozialdemokrat. Er wurde 1933 von seinem Amt entlassen, weil er zu seiner Partei stand und die Unterschrift verweigerte, sich von ihr zu lösen.

Aber nun gibt es noch eine andere Seite des Problems. Petersen hat in einem Brief, den er 1933 an einen Schulrat nach Cottbus schrieb, weil seine Pädagogik dort als kommunistisch eingeschätzt wurde, argumentiert, dass dies nicht sein könne, das in seine Schule auch Kinder von Nationalsozialisten gingen.¹³ Und dies war in der Tat der Fall und bedarf näherer Prüfung.

In der bereits genannten Schülerliste der Mittelgruppe von 1933/34, ist der Walter Heym aufgeführt. Aus meinem Dokumentationsband von 1996 wusste ich: Der Vater war Justizamtmann und Mitglied der NSDAP. Petersen hatte ihn zum Vorsitzenden des Fördervereins gemacht und diktierte ihm anschließend Briefe an das Thüringische Volksbildungsministerium in die Feder, etwa ein „Gesuch um Ausbau der Universitätsschule und ihre Einfügung in die akademische Lehrerbildung zur Einsparung von 40-50.000 RM ab Ostern 1934“.¹⁴ Vor 1933 wanderten alle Anträge Petersens an das Ministerium dort sogleich in Papierkorb. Petersen war hier seit den zwanziger Jahren *persona ingrata*. Aber jetzt mit einem NSDAP-Vorsitzenden des Freundeskreises, müsste er doch seine Forderungen durchsetzen können, glaubte Petersen vermutlich. Doch Petersen täuschte sich. Ministerialrat Arnold antwortete, man wisse, wer hinter diesen Briefen stecke.¹⁵ Im Ministerium waren es dieselben Referenten wie vor 1933, die Petersens Anträge auf den Tisch bekamen und fast immer abschlägig beschieden.

Für den Forscher und die heutige Bewertung Petersens kommt nun die entscheidende Frage: War der Unterricht in der Universitätsschule vom Geist des Nationalsozialismus erfüllt oder waren die Forderungen, die der NS-Staat an die Schulen stellte, gewissermaßen auf kleinster Flamme gekocht? Wurden die NS-Riten allenfalls in der Wochenanfangs- und Schlussfeier sichtbar? Waren Schule und Unterricht bei Petersen *nationalsozialistisch* ausgerichtet?

Ich vertrete die These das letzteres *nicht* der Fall war und der Unterricht bei Petersen im Vergleich zur Regelschule keine nationalsozialistische Indoktrination darstellte. Ich habe dafür 1996 bereits eine Reihe von Belegen gegeben. Wertet man die Programme aus, die Petersen aus Anlass einer „Pädagogischen Rückschau“ halbjährlich erstellte, dann findet diese These Bestätigung. Die sogenannte Pädagogische Rückschau war eine pädagogische Veranstaltung für die Eltern der Schule, in der die Kinder der Unter- Mittel- und Obergruppe zeigten, was sie in dem letzten halben Jahr alles erarbeitet und gelernt haben. Diese Rückschau enthielt neben Berichten der Kinder immer auch ein reiches musisches Programm. Ich habe glücklicherweise das Programm der Pädagogischen Rückschau vom 22. März 1934, in welchem die agierenden Kinder mit Vor- und Nachnamen genannt werden.

Das Schicksal von Familien in Jena, die durch den Nationalsozialismus bedroht waren, indem Familienmitglieder drangsaliert, deportiert und 'getötet' wurden, ist am gründlichsten bislang für jüdische Familien, aber auch für sozialistische Familien erforscht worden. Ebenso liegen Jenaer Studien über Kinder im jüngsten Alter vor, die der NS-Euthanasie-Praxis zum Opfer fielen. Zu Schulkindern in Jena, die wegen körperlicher und geistiger Schäden im NS Diskriminierung erduldeten und der Gefahr ausgesetzt waren, sterilisiert zu werden, ist meines Wissens bislang noch nicht geforscht worden.¹⁶ Alle diese Studien sind für meine eigene Spurensuche von zentraler Bedeutung. Die Namen von Familien und Kindern, die in diesen Forschungsdokumentationen auftauchen, werden mit den Namen in Schulberichten und Schülerlisten der Universitätsschule abgeglichen, soweit sie überliefert sind. Man kann drei Gruppen von Kindern unterscheiden, die im NS gefährdet waren und in der Universitätsschule Zuflucht fanden.

1. Kinder mit sichtbaren körperlichen Behinderungen (Schwer- und Schwerstbehinderungen).
2. Kinder aus sozialdemokratischen und *kommunistischen* Familien;
3. Kinde aus Familien mit jüdischem Hintergrund.

1. Behinderte Kinder: Johanna Großkurth, Franz Ritter

a) Bericht über Johanna Großkurth

Ulli Wittich-Großkurth, Jena, teilte mir im Januar 2010 Folgendes mit. Ihre ältere Schwester Johanna (1926-2009) litt an der *Littleschen Krankheit* (infantile Cerebralparese). Die Krankheit geht zurück auf eine frühkindliche Hirnschädigung. Die mit ihr verbundenen Beeinträchtigungen des Nerven- und Muskelsystems erzeugen eine allgemeine Entwicklungsverzögerung, erhöhten Muskelto-

mus, Störungen der willkürlichen Bewegungskoordination und Lähmungen. Johanna wurde 1934 in die Ostschule in Jena eingeschult. Sie erlebte die ersten Schulwochen als Hölle. Sie wurde ausgelacht, gehänselt, herumgestoßen, „Krüppel“ gerufen. Krankheitsbedingt konnte sie nicht normal laufen und fiel manchmal zu Boden. Die Verzweiflung über jeden Schultag und die Angst, vor einer amtlich angeordneten „Behandlung“ oder „Abholung“ des Kindes ließen die Eltern nicht los. Die Mutter hörte von der Petersenschule, sprach mit Petersen, die Umschulung wurde möglich, Petersen nahm das Kind auf.

Johanna Großkurth besuchte die Petersen-Schule von 1934 bis 1942. Die Angst, dass das Kind „abgeholt“ wird, war auch in der Schule Petersens immer vorhanden. Nicht weniger zu Hause. Aber der Schulalltag sei gegenüber dem, was sie in der öffentlichen Schule erlebt hatte, ein Paradies gewesen. Johanna Großkurth erlernte den Beruf einer Sekretärin und arbeitete längere Zeit in dieser Funktion am Psychologischen Institut der Universität Jena. Die beglückenden Erfahrungen, die sie in der Petersen-Schule machte, teilte sie mit ihrer jüngeren Schwester, Ulli Wittich-Großkurth (*1933), die die Petersen-Schule von 1939 bis 1947 besuchte. Die Jenaer Keramikkünstlerin gehört heute zu den entschiedenen Befürworterinnen der Pädagogik Petersens.

Ich entdeckte den Namen von Johanna Großkurth im Schulbericht der Mittelgruppe 1936/37. Dort waren in einer ergänzenden Mitteilung die Kinder der Universitätsschule aufgeführt, die ab 2.10.1936 „Schulspeisung“ erhielten.¹⁷ Die neu eingeführte Maßnahme betraf Kinder, deren Eltern finanziell minderbemittelt waren. Ulli Wittich-Großkurth teilte mir mit, dass ihr Vater Sozialdemokrat gewesen sei, von Beruf Schachtmeister, aber als nicht mehr berufsfähiger Veteran des Ersten Weltkrieges nur eine geringe Rente erhielt.

b) Franz Ritter, Mündlicher Bericht, Telefongespräch am 18.2.2010

Franz Ritter gehört nicht zur Gruppe im NS bedrohter Kinder, da er erst kurz nach Kriegsende zur Universitätsschule kam. Sein Bericht ist dennoch wert, in diesen Zusammenhang gestellt zu werden, weil er deutlich macht, dass Petersens Pädagogik behinderten Kindern in besonderer Weise half, die durch die Behinderung bedingten schulischen Probleme zu lösen oder zu mindern.

Franz Ritter, geb. 1936, wurde 1942 in die Ostschule in Jena eingeschult, wechselte nach Kriegsende (im Frühsommer 1945) von der Ostschule in die Petersen-Schule. Das hatte ihm seine Tante, Ruth Faller, die Lehrerin bei Petersen war, empfohlen. Die Gehbehinderung selbst spielte für den Schulwechsel nur indirekt eine Rolle. Ein Bein hatte an zwei Stellen, am Ober- und am Unterschenkel münzengroß einen Geburtsschwamm. Die beiden Stellen wurden drei Wochen nach der Geburt mit Radium behandelt. Es stellte sich später heraus, dass dabei Bein und Knochen verstrahlt worden waren. Mit zunehmendem Alter hatte er Schmerzen und musste mit der Gehbehinderung fertig werden. Das Bein durfte nicht belastet werden, zahlreiche Operationen und Klinikaufenthalte folgten. Wenn man öfter fehlte, konnte man dennoch alles gut aufholen. Es gab in dieser Schule keinen Lernstress. Es gab auch keinen richtiger Unterricht, sondern Gruppenarbeit. Gestärkt wurde vor allem die Selbsttätigkeit. Auch der ältere Bruder ging in die Petersen-Schule, kam aber nicht zurecht, weil er nichts tat. Franz Ritter machte nach Abschluss der Schulzeit an der Petersenschule ab 1948 eine Lehre bei Schott als Chemie-Lehre, als Laborant, anschließend einen Physik-Kurs. Doch nach einem Verkehrsunfall musste er verletzungsbedingt ein Jahr pausieren. Er arbeitete zunächst in der Forschung, dann beim Röhrenwerk Mühlhausen. Dort wurden Radio-Röhren hergestellt.

In der Petersen-Schule sei nach 1945 auch Russisch unterrichtet worden, durch Herrn Seifert, berichtete Franz Ritter. Den Lehrer Wurzler habe er sehr geliebt. Niemals hätte er tauschen wollen mit einem Schüler der Volksschule. Man musste allerdings in der Petersenschule den Willen zum Lernen haben. Wer diesen Willen nicht mitbrachte und faul war, spürte zwar unmittelbar keine Nachteile für dieses Verhalten, denn man wurde nicht zum Lernen gezwungen. Aber das brachte nichts. Er selbst habe nur positive Erinnerungen an die Petersen-Schule und setzt sich für den Erhalt des Pe-

tersen-Platzes in Jena ein. In die SED sei er später nicht eingetreten. In Mühlhausen sei er „bekniet“ worden, dies zu tun, das aber wollte er auf keinen Fall.

2. Kinder aus sozialistischen Familien: Günther Schöppe

Eigenbericht von Günther Schöppe, Sohn kommunistischer Eltern

Vorbemerkung: Günther Schöppe, Jahrgang 1927, besuchte die Petersenschule nach eigenen Angaben (mir gegenüber) die gesamte Schulzeit von acht Jahren, von 1934 bis 1942. Zwei Geschwister, der sieben Jahre ältere Halbbruder Friedrich Grebhan und die jüngere Schwester Suse, seien ebenfalls in die Petersenschule gegangen, ersterer von 1929 oder 1930 bis 1934.¹⁸ Die Eltern sowie die näheren Verwandten seien vor 1933 Mitglieder der KPD geworden. (Das würde bedeuten, dass Petersen die Eltern von Günther Schöppe schon einige Jahre vor 1933 kannte). Der Vater, Herbert Schöppe (1900-1978) sei 1930-34 arbeitslos gewesen und habe 1938 eine Arbeit als Zivilangestellter am Flughafen bekommen. Die Mutter von Günther Schöppe, Caroline (Lina) Schöppe (1897-1987) erhielt von Petersen 1943 die Stelle einer Hausmeisterin an der Universitätsschule, die bis dahin von einer Familie Mohrmann versehen worden sei.¹⁹ Die Familie sei umgezogen, von Hainberg 1 (späterer Name der Straße: Friedensberg) und wohnte nun in die Hausmeisterwohnung unter dem Dach im Schulgebäude in der Grietgasse. Ulli Wittich-Großkurth bestätigte mir gegenüber, dass sie Frau Schöppe als „Schulmutter“ der Petersenschule kannte, die ihr auch mal mittags zu essen gegeben habe. Der Vater von Günther Schöppe sei Maler gewesen (der Beruf des Vaters, Maler, ist für Fritz Grebhan ebenso in der Schülerliste von 1933/34 angegeben).

Günther Schöppe berichtete mir, dass er als Kind nicht direkt Augenzeuge von Verfolgung von Menschen durch die Nazis gewesen sei. Eines Tages aber sei der Mann, von dem die Familie Milch kaufte, nicht mehr da gewesen. Er sei, den Elterngesprächen zufolge, auch Kommunist gewesen, ins KZ gekommen, und zwar in das provisorisch eingerichtete KZ Bad Sulza. Er sei 1936 entlassen worden, habe berichtet, dass er geschlagen und misshandelt worden sei (im Krieg gefallen). Jedermann habe damals gewusst, auch Petersen, dass es Konzentrationslager gegeben habe, auch wenn niemand darüber sprach.

Günther Schöppe berichtete, dass in der Universitätsschule in dem etwas größeren Raum im ersten Stockwerk, dem Versammlungsraum, in dem auch die Mittelgruppe unterrichtet wurde, rechts und links neben der Tafel ein Bild von Hitler und von Horst Wessel hingen. Dies sei alles gewesen, was in der Schule auf den Nationalsozialismus verwies. Die Flaggenhissung am Montagmorgen und die „Einholung“ der Flagge (die aber nicht während der Woche auf dem Schulhof wehte) am Wochenende, habe Petersen selbst nie vorgenommen, das habe Herbert Sailer getan, der auch in HJ-Uniform und *Bannführer* in Jena gewesen sei (das ist die unterste Position der höheren HJ-Ränge H.R.).²⁰ Petersen habe während am Montagmorgen die Fahne hochgezogen wurde, den Arm gehoben. Die Schüler, die wussten, dass er das für seine Schule tat, hätten Mitleid mit ihm gehabt, sagte mir Günther Schöppe. Dass Petersen selbst „Heil Hitler“ in der Schule sagte, habe er nicht erlebt. Petersen habe in der Obergruppe [Religion] unterrichtet

Günther Schöppe erzählte, er habe Senk- und Spreizfüße, was ihn aber als Schüler beim Gehen nicht weiter gestört habe. Eines Tages sei seine Mutter mit ihm in die Universitätsklinik gegangen. Es sei wohl die Chirurgie gewesen. Dort habe ein Arzt – nicht der Chef, es war vermutlich ein Assistenzarzt – seine Füße untersucht und ein Attest ausgestellt, dass er an schweren Senk- und Knickfüßen leide und sportuntauglich sei. Seine Mutter wollte nicht, dass er zum Jungvolk käme. Auf diese Weise sei er befreit gewesen vom „Dienst“ und musste nicht zu den „Pimpfen“. Eines Tages habe ihn der Lehrer Herbert Sailer gefragt, warum er nicht im Jungvolk sei. Da habe er sein Attest gezeigt. Sailer habe nichts gesagt und habe davon nie wieder gesprochen. Auch anderweitig sei er deshalb nicht behelligt worden.

Zu erinnerten Mitschülern und Mitschülerinnen aus anderen jüdischen oder kommunistischen Familien befragt, nach denen ich Günther Schöppe befragte, wurden von ihm folgende Auskunft gegeben. Mit dem etwas jüngeren *Felix König*, dem Sohn des Zeiss-Mitarbeiters Dr. Arthur König und dessen jüdischer Frau, Leonore, der 1937-40 die Universitätsschule besuchte, habe er in der Schule freundschaftlichen Kontakt gehabt und mit ihm gespielt. (Nach Auskunft des Stadtarchivs Jena sei Felix König 1943 als „Mischling 1. Grades“ von der [höheren] Schule verwiesen worden; im Oktober 1944 bis April 1945 wurde Felix König in das Zwangsarbeitslager Weißenfels deportiert, wo er bis April 1945 war; H.R.). *Leander Ziegler*, sei ebenfalls ein Kind aus jüdischem Haus gewesen, etwa 2-3 Jahre älter als er.²¹ Etwa 1938 kam Heinz Trautsch in die Universitätsschule, nachdem die Familie von Gieshübel nach Jena gezogen sei. Der Vater sei später im KZ umgekommen. Heinz Trautsch sei gleichaltrig mit ihm, Günther Schöppe, gewesen. Günther Schöppe erinnert auch den Namen Gerd Noll (*1923), hatte aber keinen persönlichen Kontakt mit ihm. „Lolo“ Grebe (die Tochter der Gymnastiklehrerin Hildegard Grebe – siehe unten! H.R.) habe er gut gekannt.

Er habe nach der Schulzeit eine Lehre als Schlosser im Flugzeugbau gemacht, sei noch 1945 eingezogen worden, nach Italien gekommen und bei Bologna verwundet worden. Nach der Heimkehr sei er 1946 sofort in die SED eingetreten, habe an der ABF in Jena das Abitur nachgeholt, eine Ausbildung als Diplom-Ingenieur absolviert und sei bis 1990 in Erfurt im Bereich der Funkwesens und der Mikroelektronik beschäftigt gewesen. Er war Mitglied der Bezirksleitung der SED in Erfurt.

Der nachfolgende schriftliche Bericht von Günther Schöppe wurde von ihm geschrieben, nachdem ich zwei Telefongespräche mit ihm führte und ihn bat, seine Erfahrungen in der Petersenschule niederzuschreiben.

Günther Schöppe, Bremer Str. 11,
Bremerstraße 11
99085 Erfurt

20. Februar 2010

Stellungnahme: Ich bin am 31. Mai 1927 in Jena geboren und habe die ersten 25 Jahre meines Lebens da verbracht. Von Ostern 1934 bis Ostern 1942 war ich Schüler der von Professor Peter Petersen gegründeten und geleiteten, Universitätsschule Jena.

Obwohl ich mit meiner Familie inzwischen seit 57 Jahren in Erfurt ansässig bin, ist Jena unsere Heimat geblieben. Wir nehmen Anteil am Geschehen in Goethes „nährischem Nest“, dessen Verwaltung dieser Bezeichnung mit der Änderung des Namens der Professor-Ibrahim-Straße“, die auf Grund nie exakt begründeten Anschuldigungen erfolgte, bereits einen entstellenden Sinn gegeben hat. Nun scheint man entschlossen zu sein, eine weitere einschlägige, unverständliche Untat hinzu fügen zu wollen..

Gemeint ist die ins Auge gefasste Umbenennung des „Petersen-Platzes“. Der Initiator dieser Kampagne hat weder die Zeit des Faschismus erlebt, noch Prof. Petersen gekannt. Er kann sich also nicht vorstellen und kann es auf Grund seiner späten Geburt, auch nicht verstehen, dass die für ihn erwiesene „Zusammenarbeit“ unseres Professors mit des Nazis mit allergrößter Wahrscheinlichkeit unter einem massiven politischem Druck erfolgte und er sich in der Sorge um die Erhaltung der Schule, seines Lebenswerkes, und möglicherweise auch seiner Freiheit oder gar seines Lebens, darauf einlassen mußte. Professor Petersen hat z.B. eben, in dieser Zeit „nichtarische“ Kinder vor Diskriminierung und .Anfeindungen geschützt. Das erforderte damals viel Mut.

Jedem, der diese schrecklichen Verhältnisse der Willkür und des Terrors nicht zu fühlen bekam, ist die Kompetenz zur Fällung von Urteilen, diese Zeit betreffend, über andere Menschen abzusprechen. Aus Büchern oder sonstigen Informationsquellen kann das nicht rekonstruiert und nachempfunden werden.. Warum wurden nicht Zeitzeugen dazu befragt , z.B. ehemalige Schüler und. noch lebende Lehrer?

Die Stadtverwaltung wäre gut beraten, sich nicht auf die Umbenennung des Petersen-Platzes einzulassen, sondern den Ist-Zustand beizubehalten. Professor Petersen ist unter den Pädagogen der ganzen Welt bekannt und geschätzt und diese würden einer Diskriminierung seiner Person sicher kein Verständnis entgegenbringen können. Man sollte an die unwürdige Aktion gegen Professor Ibrahim denken und daraus lernen.

Ich und meine Familie und meine noch lebenden ehemaligen Schulkameraden erwarten, dass das Andenken an Professor Peter Petersen von der Stadt Jena in Ehren gehalten wird!

Erinnerung an meine Schulzeit in der Universitätsschule Jena von Ostern 1934 bis Ostern 1942: Von den zur Zeit meiner Einschulung herrschenden politischen Unruhen und der Willkür gegenüber den andersdenkenden,

Bevölkerungsteilen bekam ich als damals knapp Siebenjähriger nicht allzu viel mit. Fast alle erwachsenen Mitglieder meiner Familie gehörten der KPD an. Was ich z.B. bemerkte, war, dass viele Bücher aus dem Schrank genommen und weggebracht wurden. Sie wurden versteckt, denn nach dem Krieg waren alle wieder da. Es waren Kleinigkeiten, wie mir schien, die mich nicht beunruhigten. Lediglich die Ermahnung, mit niemandem darüber zu sprechen, gab mir manchmal zu denken.

Ich kannte die Universitäts- Schule schon vor meiner Einschulung. Der Schüler Hans Wagenhaus, der die Untergruppe besucht, nahm mich mehrmals jeweils an Sonnabenden mit in die Schule. An diesen Tagen war Freie Arbeit, d.h. die Kinder konnten sich nach ihren Wünschen beschäftigen. Es waren Metallbaukästen, Spiele und Bastelmaterial vorhanden und wer wollte, konnte auch ein eigenes Spielzeug mitbringen. Da ich in dieser Zeit sehr scheu war, hat mit das die Einschulung sehr erleichtert.

Das „Schulklima“ zu beschreiben, ist nicht einfach. Man könnte es vielleicht treffend als familiär bezeichnen. Der Satz: „Der Größte soll sein wie der Jüngste und der Vornehmste wie ein Diener“ stand ungeschrieben über allem. Die Schüler kamen aus allen sozialen Schichten: Arbeiterkinder lernten mit Handwerker- und Wissenschaftlerkindern gemeinsam. Der Vater meines Tischnachbarn und Freundes war Astronom bei Zeiss, der meinige Maler. Das hat niemanden interessiert. Dass einige meiner Schulkameraden aus sogenannten „nichtarischen“ Familien, kamen, habe ich erst viel später von meiner Mutter erfahren. Unser Professor hatte sie trotzdem aufgenommen.

Es ging bei uns lebhaft und kindgemäß, aber nicht laut zu. Die Größeren halfen den Kleineren, das war selbstverständlich und bedurfte keiner Worte. Der Schultag wurde mit einem gemeinsamen Lied im Treppenhaus eröffnet. Von dem Wirren vor dem Schultor spürten wir wenig, meist nichts.

Mit der faschistischen Politik wurde ich am 9. November 1938 auf schreckliche Weise konfrontiert, An meinem Schulweg lagen einige Geschäfte. An jenem Tag waren zwei davon völlig zerstört und mit antisemitischen Losungen beschmiert. In der Schule aber herrschte große Aufregung. Da die Schüler aus allen Teilen der Stadt kamen, hatten die meisten ähnliche Folgen der „Arbeit“ der SA gesehen. Kein Lehrer verteidigte diese Ereignisse, obwohl zwei von ihnen überzeugte Nationalsozialisten waren (Herr Sailer war Bannführer der HJ in Jena, Fr. Rau eine höhere BDM-Führerin). Meine Eltern versuchten, mir klar zu machen, soweit sie das wagen konnten, dass diese Ereignisse erst der Anfang von sehr viel Schlimmeren gewesen seien. Sie sollten recht behalten.

Die Frage, was mir der Besuch der Universitätsschule für das Leben vermittelt hat, ist kaum zu beantworten, da wir ja nicht wissen, was aus mir geworden wäre, wenn ich eine andere Schule besucht hätte. Was sicher erscheint ist, dass ich ob der politischen Gesinnung meiner Eltern an einer Volksschule Beschimpfungen oder Repressalien ausgesetzt gewesen wäre. Davor hat mich das „Schulklima“ bewahrt. Was den *Umfang* des Wissens gegenüber Schülern anderer Schulen betrifft, haben wir wahrscheinlich keine Vorteile gehabt. Sicher waren aber die Methoden der Wissensvermittlung geeignet, dass vieles tiefer und deshalb dauerhafter „saß“ (und noch sitzt). Wir wurden dazu erzogen, uns vieles selbst oder bei *gemeinsamer* Arbeit in der Gruppe zu erarbeiten. Selbständiges Denken und Handeln war gefragt und wurde gefördert. Davon habe ich einigermaßen profitiert. Vor allem habe ich gelernt, bei all meinem Tun auch an meine Mitmenschen zu denken, ihnen zu nützen und nicht zu schaden. Auf die Gemeinschaft und Gemeinsamkeit wurde besonderer Wert gelegt.

In diesem Zusammenhang möchte ich auch erwähnen, dass der *Zusammenarbeit mit den Elternhäusern* große Bedeutung beigemessen wurde und dass diese die Wirksamkeit der Erziehung und Bildung stark unterstützt hat (zumindest in meinem Fall muss ich das im Nachhinein bekräftigen). Elternteile unterstützten Lehrer und Schüler beim Werkunterricht und der Handarbeit, Väter und Mütter, sogar die Großväter, haben z.B. in der Vorweihnachtszeit den Kindern bei Anfertigung von Geschenken geholfen. Wir Jungs haben uns nicht gescheut, zu sticken und zu häkeln und einen Knopf annähen konnte wahrscheinlich jeder. Die Eltern (und viele Angehörige) waren fester Bestandteil der „Schulgemeinde“. Diese Reflektionen der Kinderzeit in meinem über achtzigjährigen Kopf sind sicher noch sehr lückenhaft und bedürften weiterer Überlegungen. Für diesmal soll es das aber gewesen sein.

Einige Lehrerinnen und Lehrer der Universitätsschule Jena (von mir korrigiert; H.R.)

Apelt	Hanna	bis 1934	Untergruppe
Apelt	Elisabeth	1934-36	Untergruppe
Basedow	Georg	1941	Obergruppe
Biermann	?	1941	Obergruppe
Borkenhagen	Hildegard	bis 1935 ?	Mittelgruppe
Vogt, <i>verh.</i> Büchsel	Berta	1940-45	Untergruppe

Carstensen	Christoph	1939-40	Obergruppe
Förtsch	Arno	bis 1934 ?	Mittelgruppe
Homack	Käthe	bis 1933	Untergruppe
Kopittke	Helmut	1941	Obergruppe
Maschmann	Dr. Ingeborg	1944 – 46 ?	Mittelgruppe
Mieskes	Dr. Hans	1941-45	Obergruppe
Menzel <i>verh.</i> Mieskes	Christine	1940 - ?	Mittelgruppe
Opitz	Dr. Ilse	1935-40	Mittelgruppe
Rau	Anneliese	1936-40	Untergruppe
Ruhland	?	vor 1934	Obergruppe
Sailer	Herbert	1936-39	Obergruppe
Wolfrum	Dr. Erich	1945 - ?	Obergruppe

Einige Schülerinnen der Universitätsschule Jena

Geburtsname	Vorname	Einschulung	
Borchert	Ruth	1934 ?	kam später zu uns.
De Ortega	Victoria	1937 ?	aus Spanien; Schwester von Richard.
Eifert	Eva	1934	
Grebe	Lolo	1934	OdF?
Großkurth	Johanna	1934 ?	kam etwa 1935 zu uns
Großkurth	Ulli	1937 ?	
Hofmann	Gisela	1934	
Mitzenheim	Ulla	1932 ?	
Mitzenheim	Gerlinde	1934	
Mitzenheim	Gertrud	1934	Zwillingsschwester von Gerlinde
Möckel	?	1937 ?	Schwester von Gisela
Ortmann	Inge	1937	
Petersen	Elisabeth	1934	
Petersen	Kathrin	1937	
Poppo	Thea	1934 ?	kam später zu uns.
Semsch	Susi	1933	
Schmidt	Johanna	1932 ?	
Schöppe	Susanne	1937	Schwester von Günther S.
Vogt	Felicitas	1937	Schweste. v. Klaus V.
Wagenhaus	Gerda	1934	nicht mit Ursel W. verwandt
Wagenhaus	Ursel	1930 ?	Schwester v, Hans Wagenhaus
Wagenhaus	Edith	1937 ?	Schwester v. Hans Wagenhaus
Zeitschel	Ute?	1937 ?	

Einige Schüler der Universitätsschule Jena

Name	Vorname	Einschulung	Anmerkungen
Bauersfeld	Gerhard	1932	
Bauersfeld	Ingo	1935	
Bressem	Dieter	1941	
Bressem	Jürgen	1938	kam 1938 zu uns.
De Ortega	Richard	1936	aus Spanien.
Deppe	Henning	1934	
Dorfmüller	?	1935 ?	
Dorfmüller	Werner	1933 ?	
Jahrmarkt	Frank	1936 ?	
Grebhan	Friedrich	1926	kam 1927 von Westschule;
Gruner	Rolf	1934	
Herties	Henrik	1934	aus Norwegen.
Hoffmann	Horst	1.935	
Kahle/Rödiger	Joachim	1937	
Kneist	Klaus	1937	
Köhler	Horst	1934	kam etwa 1937 zu uns.
König	Felix	1934	OdF
Lüders	Ulf	1934	
Mäder	Andreas	1937	
Mitzenheim	Klaus	?	
Mühlehen	Günther	1933 ?	
Mühlehen	Rolf	1935 ?	
Opitz	?	1933 ?	
Petersen	Karsten	19377	
Schneider	Johannes	1935 ?	
Schönfeld	Karl-Wilhelm	1937 ?	
Schöppe	Günther	1934	
Schrade	Rolf	1937 ?	Mutter war „Halbjüdin“.
Schramm.	Martin	.1937 ?	
Stöbe	Karl-Heinz	1933 ?	
Stöbe	Werner	1935	
Stutz	Martin	1926	
Trautsch	Heinz	1934 ?	Vater als Kommunist im KZ ermordet, kam später zu uns
Unger	Klaus	1937 ?	
Vogt	Gerold	1937 ?	
Vogt	Klaus	1933 ?	kam später zu uns.

Vogt	Dieter	1937	Bruder von Klaus Vogt
Voigt	Gerhard	1935	
Wagenhaus	Hans	1932	schwerste Kriegsverletzungen, daran 1947 verstorben.
Zeitschel	Günther	?	
Ziegler	Leander	1931 ?	aus jüdischer Familie, Odf ?

3. Kinder mit jüdischem Hintergrund: Rolf Schrade, Cornelia Cotton, Andreas Löwenfeld

a) Eigenbericht von Rolf Schrade

Vorbemerkung: Zu den Kindern, die Petersen in den späten dreißiger Jahren bzw. in der Kriegszeit schützte, gehörte Rolf Schrade, der Sohn von Dr. Hugo Schrade und seiner Frau Erna, geb. Hess, die aus einer jüdischen Familie stammte. Die Heirat fand 1930 statt. Erna Schrade überlebte im KZ Theresienstadt. Ihr Mann Dr. Hugo Schrade, wurde am 16. Oktober 1944 von der Gestapo verhaftet und in ein Arbeitslager der Organisation Todt bei Halle/S. verbracht, unter anderem auch weil er sich nicht, wie verlangt, von seiner Frau scheiden lassen wollte.²² Ihr Sohn Rolf (*1934, heute in Berlin lebend) besuchte nach eigenen Angaben 1940-45 die Universitätsschule. Es wurde ihm noch in den letzten Wochen der NS-Herrschaft verwehrt, auf Grund seiner Abstammung und der Inhaftierung seiner Eltern, das Gymnasium zu besuchen. Rolf Schrade hat nur gute Erinnerungen an seine Schulzeit bei Petersen. Er berichtete mir auch, dass er in kritischen Situationen bei Prof. Ibrahim in die Kinderklinik Zuflucht fand und von ihm geschützt worden sei habe (telefonische Mitteilung, 31.1.2010). Rolf Schrade war Spielkamerad von Peter Hoffmann, der miterlebte, als die jüdische Mutter von Rolf, Erna Schrade, im Juni 1945 aus dem KZ Theresienstadt zurückkam.

Prof. Dr. Rolf Schrade, Jg. 1934, Kunsthistoriker im Ruhestand, Mahlow, bei Berlin schickte mir am 16.2.2010 folgende E-Mail.

Lieber Herr Retter, besten Dank für Ihre Zeilen.

Kurz zusammengefasst möchte ich sagen, dass ich in den 4 Jahren, die ich die Petersen-Schule besucht hatte, nie mit antisemitischen Äußerungen, Bedrohungen und dergleichen belästigt wurde. Vor allem in der Zeit, als meine Mutter in Theresienstadt war und mein Vater von der Gestapo verhaftet, lief der Schulbetrieb für mich bis Kriegende völlig normal in der Petersen-Schule ab. Bis heute werde ich den Tag nicht vergessen, als in der Mittelgruppe die Zulassungen für das Gymnasium verteilt wurden und ich keine bekam. [weil die Eltern aus der „Volksgemeinschaft“ ausgestoßen waren; H.R.] Einige Monate später, als der Krieg zu Ende war, konnte ich dann auf das Gymnasium gehen und habe mit Hilfe meiner früheren Klassenkameraden, alles schnell nachgeholt.

Ich werde es aber nie vergessen, wie unsere Lehrerin, Frau Voigt [ein Schulbericht von Bertha Büchsel, geb. Vogt aus dieser Zeit ist in meinem Dokumentationsband 1996 enthalten; H.R.], diese für mich schreckliche Situation überspielt hat. Obwohl alle schwiegen, war die Verlegenheit meiner Klassenkameraden, oder sollte man sagen, ihr Mitleid, deutlich spürbar. Nach 68 Jahren vergisst man so etwas natürlich nie. Ich möchte noch einmal unterstreichen, dass jeglicher Antisemitismus zu meiner Zeit, als ich die Petersen-Schule besuchte, oder in meiner Erinnerung an diese Zeit, für mich nie spürbar war. Ich habe in der Petersen-Schule ein normales Schulleben geführt, wenn auch als "mittlerer Schüler", aus dem doch noch etwas geworden ist. Von meinen Eltern weiß ich, dass sie jederzeit mit Hochachtung von Prof. Petersen gesprochen haben. Ihnen ist, so ich mich erinnern kann, auch nie etwas Negatives bekannt geworden.

Mit freundlichen Grüßen Ihr Rolf Schrade

p.s. Sie können meinen Namen beruhigt nennen. Wofür soll ich mich schämen?²³

Nachbemerkung: Frau Brigitte Schrade, wesentlich jünger als ihr Mann, erzählte mir am Telefon: Der Vater von Rolf sei Personalchef bei Zeiss gewesen. Die Geschäftsleitung konnte eine zeitlang Erna Schrade, die jüdische Mutter von Rolf, schützen auf Grund der besonderen Stellung, die Dr. Hugo Schrade bei Zeiss besaß. Die Gestapo forderte die Scheidung, um Frau Schrade von ihrem Mann zu trennen und ins Konzentrationslager deportieren zu können. Er weigerte sich und kam ins

Arbeitslager, sie nach Theresienstadt. Ihr Sohn Rolf war nun allein, ein Patenonkel, Onkel Helmut, der bei Schott arbeitete, kümmerte sich um ihn. Der Vater wurde kurz vor Kriegsende aus dem Arbeitslager entlassen, brachte einen Lkw in seinen Besitz und holte die aus Jena verschleppten Frauen aus Theresienstadt ab.

b) Mitteilung über Cornelia (Leonie, Lolo) Grebe, verheiratete Cotton (New York)

Die Petersenschule besuchte – nach eigener Mitteilung – Cornelia Grebe, geb. 1928, heute als Cornelia Cotton in den USA lebend. Ihre Mutter war die „halbjüdische“ Tänzerin Hildegard Grebe, ihr Vater der Musiker Leo Grebe. Die Ehe wurde 1935 geschieden. In dem von mir veröffentlichten Lehrer-Arbeitsbericht über die Mittelgruppe im Schuljahr 1936/37 ist in der Schülerliste der Name *Leonie Grebe* vermerkt, als aus dem dritten Jahrgang stammend. Die Abweichung des Vornamens bedarf noch der Klärung. Denn Leo hieß der Vater. Cornelia bzw. Leonie war (wenn es sich, wie noch geklärt werden muss, um dieselbe Person handelt) offenbar besonders leistungsstark, so dass sie schon 1936 in die Mittelgruppe kam, nach nur zwei Jahren in der Untergruppe. Dies würde mit der normalen Einschulung im Alter von 6 Jahren mit dem Schulbeginn Ostern 1934 übereinstimmen.

Cornelia Grebe lebte bis 1938 in Jena und besuchte bis dahin die Universitätsschule. Sie zog dann mit der Mutter nach Berlin. Als Studierende emigrierte sie 1948 in die USA. Sie veröffentlichte 2008 im Jenaer GlauX Verlag einen ins Deutsche übersetzten Band mit Lebenserinnerungen. darunter das Kapitel „Die Lüge“, in dem sie erzählt, wie sie zum ersten Mal das Wort „Jude“ hörte: Das geschah, als sie auf dem Nachhauseweg von der Schule mit einstimmte in eine gegenseitige Beschimpfung von Jungen, die sich wechselseitig als „Juden“ verhöhnten, bis einer von ihnen ihr hämisch zurief: „Deine Mutter ist eine Jüdin! Deine Mutter ist eine Jüdin“. Da war die Welt, in der sie lebte, nicht mehr heil. Es muss die Petersenschule gewesen sein, aus der sie kam, als der Vorfall passierte. Sie erwähnt in ihrer Kurzbiographie am Ende des Bandes, dass die „Aufenthalte bei der warmherzigen Großmutter und der Besuch der reformpädagogischen Jenaplanschule Peter Petersens“ besondere biographische Akzente setzten. Nach Mitteilung von Frau Dr. Horn habe Cornelia Cotton Petersen ein literarisches Denkmal gesetzt ohne ihn namentlich zu nennen mit dem Satz:

Ich erinnerte meine früheste Schule, die Schöpfung eines wundervollen und weisen Lehrers, eine Schule, die mir eine solche Fülle an Nahrung und Inspiration vermittelt hatte, dass sie ein Leben lang reichen würde.²⁴

PD Dr. Gisela Horn, Institut für Germanistische Literaturwissenschaft der Universität Jena, erhielt auf Grund der jetzigen Petersen-Diskussion von Cornelia Cotton den Hinweis auf zwei weitere jüdische Kinder in der Petersenschule: den schon erwähnten Felix König sowie *Andreas Löwenfeld*, Sohn von Yela Lowenfeld (Tochter von Anna Herschkowitz) und des Psychiaters Henry Lowenfeld

c) Spurensuche nach Andreas Löwenfeld

Bei biographischen Anfragen hilft immer das *World Biographical Information System (Online)*. Wenn man dort den Namen *Henry Lowenfeld* eingibt, erhält man tatsächlich einen Eintrag aus dem *Who is Who der Juden Amerikas* von 1980. Man weiß dann auch, dass Henry Lowenfeld die amerikanisierte Form von *Heinrich Löwenfeld* ist. Es handelt sich um einen 1900 geborenen Psychiater, der 1930 Yela Herschkowitz, ebenfalls Ärztin, heiratete. Beiden wird im selben Jahr ein Sohn geboren, Andreas. Für beide wird in dem Lexikoneintrag angegeben, sie seien nach Prag emigriert, später in die USA. Keine Angabe über den Zeitpunkt der Emigration. Nur eine Sache ist natürlich von Interesse, das ist der Name Herschkowitz. Hatten wir da nicht jemanden in Jena mit diesem Namen? Anna Herschkowitz, war Geigenlehrerin in Jena. Sie war die Mutter von Yela Löwenfeld und somit die Großmutter des kleinen Andreas.

Meine Anfrage beim Stadtarchiv beantwortete dessen Leiterin, Constanze Mann, negativ. Einen Andreas Löwenfeld enthält das Melderegister nicht. Wohnten Mutter und Sohn heimlich eine Zeit-

lang in Jena, bis sie gemeinsam emigrierten? Oder floh das Ehepaar Löwenfeld aus Deutschland und ließ den Sohn Andreas bei der Großmutter? Jena wurde als beruflicher Arbeitsplatz für Heinrich Löwenfeld in diesem *Who is. Who*-Eintrag nicht erwähnt, wohl aber andere Universitätsstädte. Andreas Löwenfeld, 1930 geboren, hätte mindestens 3-5 Jahre in Jena leben müssen. Denn erst 1936 war er 6 Jahre alt, um die Schule zu besuchen.

Ich kam nicht weiter und schickte an meinen Kollegen Helmut Lück, eine Bitte um Auskunft. Er ist Spezialist für die Geschichte der Psychologie; die klinische Psychologie ist zur Psychiatrie ein benachbartes Fach. Helmut Lück machte mich darauf aufmerksam, dass im Jahr 2000 eine Biographie über Heinrich Lowenfeld erschienen sei. Der Autor des Bandes heißt Thomas Müller. Ich bestellte das Buch über die Fernleihe und war fasziniert, weil der Band unter anderem auch beschreibt, wie ausweglos die Situation der jüdischen Psychiater ab 1933 war. Wenn diese Psychiater außerdem noch als Psychoanalytiker arbeiteten wie Heinrich Löwenfeld, ihre therapeutische Praxis also auf die Sigmund Freud stützten, dann war ihr Leben in Gefahr. Freuds Bücher wurden dann auch von den Nazis ins Feuer geworfen.

In dieser Biographie fand ich schnell heraus, dass Heinrich Löwendfeld 1929 Oberarzt am *Krankenhaus Lankwitz* in Berlin wurde. An diesem Krankenhaus arbeiteten viele jüdische Ärzte. Das Ehepaar Löwenfeld war nach einer Verhaftungswelle der Gestapo im März 1933 in Gefahr, ebenfalls ageholt zu werden. Am 1. April 1933 ergriff die Familie die Flucht. Der Lowenfeld-Biograph Thomas Müller schrieb:

Die Emigration selbst riß die Familie vorläufig für einige Zeit auseinander. Der Sohn Andreas war für die Zeit der Flucht von Yela und Heinrich Löwenfeld über die Schweiz und Paris für vier bis fünf Monate bei seiner Großmutter, der Mutter Yela Löwenfelds. Nachdem in Prag eine Wohnung gefunden war, kam Yela Löwenfeld nach Jena und nahm den kleinen Andreas mit nach Prag²⁵.

Was bedeutete das für meine Theorie? Wie sollte Andreas Löwenfeld mit drei Jahren in die Petersen-Schule gegangen sein? Ich musste unbedingt den Autor sprechen, denn er hatte 1993 mit diesem Andreas in den USA ein langes Interview geführt über die Emigration der Familie. Meine Vermutung war, dass die Großmutter von Andreas in Jena, die ja den Enkel geheim halten musste vor den Häschern der Gestapo, dem Kind dennoch sozialen Kontakt mit anderen Kindern ermöglichen wollte, Es könnte doch sein, dass Anna Herschkowitz Verbindung mit Peter Petersen herstellte und er irgendeine Lösung fand. Denn immer half Petersen, wenn jemand bei ihm um Hilfe bat. Ich überlegte Folgendes: Ab 1934 hatte Petersen den Universitätskindergarten, es hätte sein können, dass 1933 schon eine Vorgruppe eingerichtet worden war. Petersen legte ja Wert auf die Familienschule. Könnte es nicht sein, dass der dreijährige Andreas eben doch in der Untergruppe der Schule betreut wurde in diesen fünf Monaten? Altersunterschiede fallen ja im Jenaplan gar nicht auf. Ich musste also wissen, ob Andreas Löwenfeld in dem Interview etwas erzählt hat über die Zeit in Jena, und ob der heute 80jährige in den USA vielleicht noch lebt und ansprechbar ist.

Natürlich stand ich unter Zeitdruck, weil ich Ihnen das Ergebnis meiner Recherche hier und heute mitteilen wollte. Ich machte mich auf die Suche nach dem Autor über das Internet. Das erste wäre gewesen, beim Verlag anzufragen. Aber leider existiert der Frankfurter Verlag nicht mehr. Ich stellte zweierlei fest. Der Name Thomas Müller ist auch unter Ärzten, wie ich im Internet bemerkte durchaus häufig. Ich brauchte eine E-Mail-Adresse l oder eine Telefon-Nummer. Ich konnte über Rezensionen feststellen, dass das Buch eine Promotionsarbeit an einer medizinischen Fakultät war und der Autor heute kein Professor ist. Ich suchte im Internet unter den praktizierenden Psychiatern im Raum Frankfurt und wurde fündig. In Hanau gibt es einen praktizierenden Psychiater und Therapeuten Dr. Thomas Müller.

Ich rief in der Sprechstunde an, hinterließ meine Telefon-Nummer, *der Doktor ruft Sie gleich an*, sagte mir die Sprechstundenhilfe. Ich wollte ja nur wissen, ob er der Autor von dem Buch ist, das wusste die Sprechstundenhilfe nicht. Ich wartete und wartete auf den Anruf, aber kam nicht, der Dr.

Müller hatte wohl einen unerwartet schwierigen Fall bekommen, dachte ich, und mir fiel ein, dass ich dringend wegen anderer Dinge mit Dr. Stutz in Jena sprechen musste. Hier dauerte das Telefongespräch länger als ich dachte. Als ich auflegte, fiel mir wieder der Dr. Müller in Hanau ein. Ich rief an. *Ja, sagte die freundliche Dame, der Doktor versuchte Sie dreimal vergeblich anzurufen, jetzt ist er nicht mehr da. Aber er hat mir seine E-Mail-Adresse für Sie gegeben.*

Ich wollte schon meine E-Mail an Dr. Müller in Hanau abschicken, da fiel mir mein Kollege Helmut Lück in Hagen ein. Er ist Spezialist für die Geschichte der Psychologie. Er müsste doch eigentlich wissen, wo dieser Dr. Müller heute arbeitet. Ich schickte die E-Mail an Lück, er antwortete sofort. Der gesuchte Thomas Müller arbeite an einem größeren Forschungsprojekt in Berlin, an der Charité und habe dort eine eigene Homepage. Ich rufe im Internet die Homepage auf, sehe seine Telefon-Nummer. und rufe an: Eine weibliche Stimme meldet sich: *Dr. Thomas Müller? Aber der ist schon lange nicht mehr hier. – Ja, wo ist er denn? – Ja, ich muss mal überlegen. Ich glaube der ist in Ulm. – Aber warum ist denn hier noch seine homepage? frage ich. Keine Ahnung, sagt die Dame.* Ich lege etwas enttäuscht auf. Aber immerhin, Ulm ist einen neuen Versuch wert. Ich komme dank Google auf die Homepage der Universität Ulm und arbeitete mich vor zur „Abteilung „Ethik und Geschichte der Medizin“. Unter den Mitarbeitern kann ich leider den Namen Müller nicht entdecken.

Ich rufe das Sekretariat an. Nach dem dritten Versuch ist die Sekretärin da. *Ich möchte gern Dr. Thomas Müller sprechen! – Tut mir leid, es gibt an der Universität Ulm viele Müllers, aber in unserer Abteilung ist keiner. – Aber mir wurde doch in Berlin gesagt, dass er hier arbeitet. Er ist Psychiater und Fachmann für die Geschichte der Psychiatrie. – Ach, Psychiatrie, sagten Sie? Ja, warten Sie mal, wir haben da eine Außenstelle in Ravensburg-Weissenau. Einen Moment bitte, ich schaue da mal nach. Ja; da haben Sie recht, da arbeitet ein Dr. Müller, aber ich kann Ihnen keine Telefon-Nr. geben, nur die vom Sekretariat des Professors.*

Ich rufe an. Die Sekretärin antwortet: *Dr. Müller?, ja es gibt hier einen Dr. Müller, aber der ist in einer anderen Abteilung, in einem anderen Haus, wir sind ja hier ein großer Komplex. Hier ist seine Telefon-Nummer.*

Ich rufe also mit der jetzt hoffentlich richtigen Telefon-Nr. den richtigen Dr. Müller an. Es nimmt keiner ab. Ich probiere das noch einmal nach einer halben Stunde. Wieder nichts. Dann verändere ich die Endziffer der Telefon-Nummer. rufe wieder an, um aufs Geratewohl irgendeinen Mitarbeiter zu erwischen. Und ich habe Glück. Am Apparat ist eine Kollegin, Frau Öchsle: *Herr Müller, meldet sich nicht? Ja, das kann ich Ihnen sagen: Der ist in Urlaub, kommt aber nächste Woche wieder. Am Montag ist er wieder da. Sie können die E-Mail-Adresse von mir bekommen.* Ich schreibe ihm also eine E-Mail und eine weitere E-Mail als Entschuldigung an den Dr. Müller nach Hanau.

Gestern war Montag. Vorgesternabend, am Sonntag rief mich Katharina Heller, geborene Petersen an. Ich kannte sie nicht persönlich. Alle Kontakte zur Familie Petersen, die ich Mitte der neunziger Jahre besaß, betrafen Dr. Uwe Petersen, den älteren Halbbruder, heute verstorben. Doch 1996 hatte ich Grund, diese Verbindung abubrechen.²⁶

Frau Heller gab mir einige wertvolle Hinweise zu Kindern auf dieser Liste, wofür ich dankbar bin. Abends um 23 Uhr fiel mir die Frage ein, wann ist Frau Heller, geb. Petersen, geboren?. Ich schaute nach in meinem Buch:²⁷ 1930, das heißt in demselben Jahr in dem auch Andreas Lowenfeld geboren ist. Da ist es doch sehr wahrscheinlich, dass der dreijährige Andreas mit der dreijährigen Katharina bei den Petersens zu Hause gemeinsam gespielt hat. Es war schon zu spät, um jetzt noch Frau Heller zurück zurufen. Gestern, Montagmorgen kurz nach neun Uhr, rief ich sie an und fragte sie, ob sie sich an ihre früheste Kindheit erinnern kann, an das Jahr 1933. Da hätte es sein können, dass ein gleichaltrigen Junge gebracht worden sei, ab und zu, mit dem sie dann gespielt habe daheim. Das sei etwas zwischen April und August 1933 gewesen. Die Antwort lautete: *Nein, ich kann mich nicht erinnern! Meine Eltern haben auch später nie über solche Fälle gesprochen.*

Sehr schade! Demnach stimmt meine Hypothese nicht. blieb mir nur noch Dr. Müller. Er war der nächste, den ich nach diesem Gespräch anrief. Auf seine E-Mail wollte ich nicht warten. *Soll ich Ihnen die Lösung des Problems jetzt sagen?* Ich hatte doch diesen ganzen Zirkus nur aufgeführt, um Ihnen, meine Damen und Herren, ein Forschungsergebnis vorzulegen. Und das ist nun das vorläufige Ergebnis meiner Bemühungen:

Ich wählte die Telefon-Nummer von Dr. Müller. Er meldete sich nicht. Ich rief seine Kollegin an. *Herr Müller ist nicht da? Ja, da weiß ich auch nicht, Augenblick bitte, ich frage mal Herrn Steinert.* Ich warte, nach wenigen Minuten erhalte ich die Antwort: *Herr Dr. Müller hat noch Resturlaub. Er kommt erst am Mittwoch wieder.* Ja, meine Damen und Herren, Ich muss Sie vertrösten, aber wollte Ihnen damit zeigen, wie sich Forschung gestaltet, wenn sie *Spurensuche* ist.

Inzwischen fand das Telefongespräch mit Dr. Thomas Müller statt. Ich erhielt eine – hoffentlich noch in Gebrauch befindliche – E-Mail-Adresse von Prof. Dr. Andreas F. Lowenfeld, der, achtzig-jährig, noch leben könnte und in seiner aktiven Hochschullehrerzeit an der *New York University School of Law* lehrte. Die Antwort auf meine an Andreas Lowenfeld per E-Mail gerichtete Frage, wie das damals in Jena war, ist bei mir bis jetzt (3. März 2010) noch nicht eingegangen.

C. Schlussgedanken

Das Faktum, dass die Petersenschule zwischen 1933 und 1945 Kinder aus jüdischen und sozialistisch-kommunistischen Familien besuchten, war bislang nicht Gegenstand der Forschung. Vermutlich trug dazu bei, dass Petersens Bewertung als Reformpädagoge in den letzten 25 Jahren bestimmt war durch seine publizistischen Einlassungen in den NS. Das soll kein Vorwurf an die Verantwortlichen vor Ort sein, sondern nur ein Bedauern über eine Unterlassung ausdrücken, in das ich mich als Forscher durchaus einschließe. Ich bedaure dies auch im Namen von Betroffenen. Gemeint sind die wenigen heute noch lebenden Schülerinnen und Schüler der Jenaer Universitätsschule aus Familien, die im NS drangsaliert und verfolgt wurden.

Das Schicksal der Kinder aus diesen Familien, denen Petersen in seiner Schule in der NS-Zeit Schutz bot, interessierte die Petersen-Forscher kaum, die Kritiker Petersens schon gar nicht. Die Betroffenen lebten als Personen weit verstreut, ein Teil im Ausland, eine überschaubare Zahl „Ehemaliger“ verblieb in Thüringen. Im Zuge der neuen Petersen-Diskussion in Jena seit Herbst 2009, sammelte sich eine Gruppe von Ehemaligen, die die Universitätsschule zum Teil schon vor dem Krieg, während der Kriegsjahre und in der anschließenden Zeit bis zur Schließung der Schule 1950 besuchte. Deren Eintreten für Petersens Pädagogik ist bemerkenswert durch ihre Einstimmigkeit. Kinder von Vätern, die Kommunisten waren und Kinder von Vätern, die zur intellektuellen liberalen oder konservativen Oberschicht des Jenaer jüdischen Bürgertums zählten, „arische“ wie „nichtarische“ ehemaligen Schülerinnen und Schüler zeigen bei unterschiedlichen Lebensschicksalen, die sie im Einzelnen erfuhren, ein Höchstmaß an Übereinstimmung in ihrem Urteil: Ihre Schulzeit bei Petersen sei nach eigenem Bekunden ein *Glück* für sie gewesen – eine Erfahrung, von der sie geprägt wurden und von der sie lebenslang zehrten.

Leider ist in den letzten Jahren eine Reihe wichtiger Zeitzeugen verstorben oder nicht mehr ansprechbar. Auf der anderen Seite hat die neue Petersen-Diskussion dazu motiviert, sich zu formieren, was sonst in dieser Weise nicht geschehen wäre.

Als Forscher hat man dreierlei Dinge zu leisten: 1. Alle Sachverhalte zu erfassen und in die eigene Theorie einzubeziehen. 2. Alle Sachverhalte zu diskutieren, die gegen die eigene Theorie sprechen. Erst wenn man alle entgegen stehende Einwände abgewiesen hat, wird die eigene Theorie belastbar und widerständig. wenn er nicht den Spuren nachgeht, die gegen diese Einschätzung sprechen. 3. Der Forscher muss bereit sein, seine Meinung zu ändern, wenn neue Erkenntnisse auftreten. Im Herbst 2009 hatte ich unter dem Eindruck von neu bekannt gewordenen rassistischen Texten Peter-

sens eine rhetorische Frage gestellt, die ich heute beantworten kann. Den Christen und Theologen fragte ich am Ende meiner Ausführungen: *Bruder Petersen, wo waren im Juni 1933 als du diesen antisemitischen Text veröffentlichtest, deine Kinder aus jüdischem und sozialistischem Elternhaus?*²⁸

Ich erkenne erst seit wenigen Wochen, dass diese Frage nicht rhetorisch war, weil es eine einfache Antwort auf sie gibt. Petersen hätte mir mit Recht geantwortet: *Diese Kinder waren in meiner Schule*. Weitere Forschung ist wünschenswert.

Am Ende wird man in Jena abzuwägen haben zwischen den Einlassungen Petersens in den Nationalsozialismus (sei es durch rassistische Texte, sei es durch seine Vortragstätigkeit in der Kriegszeit für Reichsjugendführung und SS) *und* den Aussagen von ehemaligen Schülerinnen und Schülern der Universitätsschule, die hier Zuflucht fanden und deren Eltern Verfolgte und Opfer des Nationalsozialismus waren. Die „Petersenschule“, in der bedrohte Kinder während der NS-Zeit nach Aussagen aller Betroffener eine Zuflucht fanden, und ihr Leiter Petersen verdienen keineswegs nur aus der Sicht der letzten Zeitzeugen im öffentlichen Gedächtnis der Stadt Jena in Erinnerung zu bleiben.

Quellenhinweise und Anmerkungen

¹ Juden in Jena. Eine Spurensuche. Hrsg. vom Jenaer Arbeitskreis Judentum. Mit Beiträgen von Brigitta Kirsche u.a. Jena 1998. Cornelia Amlacher, Dietmar Ebert, Gisela Horn (Hrsg.), Anpassung, Verfolgung, Widerstand. Frauen in Jena. Jena 2007. Eberhart Schulz, Verfolgung und Vernichtung. Rassenwahn und Antisemitismus in Jena 1933 bis 1945. Jena 2007. Heinz Grün, Bürger aus Jena und Umgebung im Widerstand gegen das Naziregime 1933–1945. Eine Übersicht. Rosa-Luxemburg-Stiftung Thüringen e.V. Jena 2005

² Ich danke Margit Hartleb, Mitarbeiterin im Universitätsarchiv der Universität Jena, und Constanze Mann, Leiterin des Stadtarchivs der Stadt Jena, für ihre mannigfachen Hilfen und Auskünfte bei diesem Projekt.

³ In: Barbara Kluge, Peter Petersen. Lebenslauf und Lebensgeschichte. Auf dem Weg zu einer Biographie. Heinsberg 1992, S. 337-338; hier S. 338.

⁴ Hein Retter (Hrsg.), Peter Petersen und der Jenaplan. Von der Weimarer Republik bis zur Nachkriegszeit. Weinheim 1996, S. 365.

⁵In: Zentralblatt für das gesamte Unterrichtswesen in Preußen. 78. Jg. 1934, H. 2, S. 43-44.

⁶ Selbst im Schuljahr 1933/34, für den der Arbeitsbericht der Obergruppe (im Anhang des Buches) das Rahmenthema „Leben und Arbeit berühmter Deutscher“ sowie „Naturvölker“ und „Europa“ ausweist, bestand hinsichtlich nationalsozialistisch bezogener Themen – Adolf Hitler, Horst Wessel, Hermann Göring, Albert Leo Schlageter – keineswegs bei der Mehrzahl der Mittelgruppenkinder Interesse. Die Gruppenarbeitsthemen konnte jedes Kind individuell wählen. Meistens waren es zwei oder sogar drei, bezogen auf das ganze Schuljahr. Von 35 Kindern wählten nur 5 Themen mit NS-Bezug. Vgl. Peter Petersen (Hrsg.), Die Praxis des Jena-Plans. Weimar 1934, S. 110-114, sowie im Anhang des Buches die „Arbeitsübersicht 1933/34“ der Obergruppe. – Soweit Bezüge zum NS bei preußischen Jenaplan Schulen auftauchen, die mit der Jenaplanarbeit ab Herbst 1933 begannen, ist dies weniger auffallend, als die Tatsache, dass die Mehrzahl der Schulberichte aus der Zeit vor 1933 stammt, zum Teil von Schulen, die ab 1933 verboten wurden. Hier wird man nicht nur der fehlenden Bezüge zum NS gewahr, sondern entdeckt auch im Unterricht behandelte Themen bzw. Personen, die im NS im Grunde unerwünscht waren.

⁷ UAJ, S, Abt. I, Nr. 170.

⁸ Hein Retter, Reformpädagogik und Protestantismus im Übergang zur Demokratie. Studien zur Pädagogik Peter Petersens. Frankfurt/M. 2007.

⁹ Kluge 1992, S. 144.

¹⁰ Mitteilung des Stadtarchivs Jena, Constanze Mann.

¹¹ UAJ, S. I Nr. 158.

¹² Juden in Jena, S. 164f.

¹³ Petersen, am 18. Jun 1933 an Schulrat Gaile, Cottbus. In: Retter, Petersen und der Jenaplan 1996, S.340.

¹⁴ Ebenda, S. 155f.

¹⁵ Vgl. Retter, Reformpädagogik und Protestantismus 2007, S. 340f.

¹⁶ Dass auch Jenas Schulkindern das Schicksal der Sterilisation drohen konnte, macht Eberhart Schulz deutlich. Vgl. Schulz, Verfolgung und Vertreibung 2007, S. 121f.

¹⁷ Vgl. Retter, Peer Petersen 1996, S. 227.

¹⁸ Fritz Grebhan ist in der Tat in der Schülerliste der Universitätsschule der Obergruppe 1933/34 aufgeführt (UAJ S I, Nr. 170), und wir wissen aus anderer Quelle (die Praxis der Schulen nach dem Jena Plan 1934, S. 111), welche Halbjahresthemen er für die Gruppenarbeit wählte: Südseevölker, Eisenbahnerfinder, Balkanstaaten.

¹⁹ Vermutlich besuchte der Sohn, Wolfgang Mohrmann, die Universitätsschule. Der Name findet sich in der Schülerliste der Mittelgruppe 1936/37. (UAJ S I, Nr. 160).

²⁰ Folgende Hypothese bietet sich an, bedarf aber weiterer Nachprüfung. Sailer war offenbar der ranghöchste HJ-Führer in Jena. Er führte die Hitlerjugend der Stadt. Seine Tätigkeit als Lehrer war damit für Petersen doppelt wichtig. Zum einen als scheinbarer Ausweis der nationalsozialistischen Ausrichtung der Petersenschule. Zum anderen hatte Petersen durch die führende politische Stellung Sailers in Jena keinen konkurrierenden HJ-Führer zu fürchten, der mangelnde nationalsozialistische Ausrichtung der Petersenschüler

²¹ Der Name Leander Ziegler ist in der Liste der Mittelgruppe 1936/37 und in dem von mir veröffentlichten Jahresbericht über die Unterrichtsarbeit dieser Gruppe enthalten (UAJ S I, Nr. 160). Die jüdische Abstammung ist bislang durch andere Dokumente nicht belegt.

²² Ausführlich zu Rolf Schrade und seinen Eltern in: Gisela Müller (Juden in Jena), S.70, S. 165ff. Ferner: Dietmar Ebert, „in die HJ hätten sie mich reinprügeln müssen“. Die Lohnabrechnerin Annemarie Metz (1916-2000). In: Amlacher/Ebert/Horn, S. 182-195; hier S. 189, S. 194, Anm. 30. Vgl. ferner Schulz 2007, S. 27. Hier auch der Hinweis, dass Prof. Ibrahim „bei Gefahr“ Rolf Schrade in die Kinderklinik holte.

²³ Bevor ich die Anschrift von Prof. Dr. Rolf Schrade ausfindig machen und den Kontakt zu ihm herstellen konnte, hatte ich in der Erstfassung des Berichts aus Gründen des Personenschutzes den Nachnamen abgekürzt. Auf Grund dieses Berichts und eines Telefongesprächs erhielt ich von ihm die wiedergegebene E-Mail.

²⁴ Gisela Cotton, Schaufenster. Ansichten eines Lebens. Jena 2008, S. 58. Dass mit dem „weisen Lehrer“ Peter Petersen gemeint ist, teilte Frau Cotton Gisela Horn mit. Zum Ausruf „Deine Mutter ist eine Jüdin!“ ebenda, S. 16.

²⁵ Thomas Müller, Von Charlottenburg zum Central Park West. Henry Lowenfeld und die Psychoanalyse in Berlin, Prag und New York. Frankfurt/M. 2000., S. 99f.

²⁶ Vgl. Retter, Reformpädagogik und Protestantismus 2007, S. 821.

²⁷ Ebenda, S. 158.

²⁸ Hein Retter, Die Bedeutung der Religion in der Pädagogik Peter Petersens und John Deweys. In: Michael Wermke (Hrsg.), Religionspädagogik und Reformpädagogik. Jena 2010, S. 31-65; hier S. 63. (Reihe: Arbeiten zur Historischen Religionspädagogik, Bd. 8; AHRp)